

«Wir zeigen Extremes zu häufig»

Ulrik Haagerup setzt auf konstruktiven Journalismus. So gelang es dem Nachrichtenchef des dänischen Rundfunks, Leser und Zuschauer zurückzuholen. Aber was heisst «konstruktiv»?

Mit Ulrik Haagerup sprach Jean-Martin Büttner

Ihr Buch über den konstruktiven Journalismus gibt viel zu reden. Viele Journalisten bleiben skeptisch.

Das erlebe ich differenzierter. Die überwiegende Reaktion, die ich von Journalisten bekomme, ist Zustimmung: Sie sind froh darüber, dass jemand die Frustration thematisiert, die sie bei ihrer Arbeit erleben. Und sie sind an Alternativen interessiert. Daneben gibt es natürlich die reflexartig kritische Reaktion. Sie kommt von Journalistinnen und Journalisten über 50, also meine Generation. Diese Generation hat gelernt, dass eine tolle Geschichte meistens eine schlechte Nachricht überbringt. Und dass jeder, der dieses Selbstverständnis hinterfragt, einen kritischen Journalismus verhindern möchte.

Jeden Tag erfahren wir neue Schreckensmeldungen über erstickte, ertrunkene, geschlagene, verzweifelte Flüchtlinge. Die Medien berichten gross darüber.

Das müssen sie auch, ich fände es als Journalist indiskutabel, solche Zustände zu verschweigen. Es geschehen grauenvolle Dinge, die auch wichtig sind, und deshalb muss darüber berichtet werden. Mich interessiert aber: Was ist entscheidend für unseren Beruf? Was ist seine Aufgabe? Es gibt verschiedene Formen von Journalismus, etwa in Form von Unterhaltungsmagazinen. Mir geht es hier in erster Linie um den Nachrichtenjournalismus: Warum sollen sich die Leute dafür interessieren? Meine Antwort: Wir müssen über eine Sache von allen Seiten berichten, sie sozusagen mit beiden Augen sehen.

Was soll das denn heissen?

Journalismus sei keine Stenografie, hat mir Carl Bernstein gesagt, einer der beiden Reporter der «Washington Post», die den Watergate-Skandal recherchierten. Journalismus ist die bestmögliche Version der Wahrheit. Das heisst für mich, mit beiden Augen zu sehen. Und das bezieht sich auch auf die Themen und den Zugang zu ihnen. Wenn wir nur noch über die Löcher berichten und nicht mehr über den Käse, dann entgeht uns Wichtiges, wir verlieren die Perspektive und damit unser Publikum.

Welche Perspektive?

Das Konstruktive als Haltung. Ich will, dass wir ganze Journalisten sind.

Wie hat sich diese Haltung auf die Quoten Ihres Senders ausgewirkt?

Das ist deshalb schwer zu sagen, weil wir eine Menge geändert haben. Wir berichten weniger boulevardesk und mehr über gesellschaftliche Themen, die uns relevant scheinen. Dabei bemühen wir uns, diese Themen auf moderne, attraktive Weise darzubieten. Der konstruktive Ansatz spielt da immer mit. Die Reaktionen des Publikums geben uns recht, und das gilt gerade auch für die Quote. Zum ersten Mal seit 15 Jahren senden wir die erfolgreichste Nachrichtensendung des Landes, die kommerziellen Konkurrenten liegen deutlich zurück. Unsere Wahlberichterstattung erreichte 83 Prozent des Fernsehpublikums, und was noch besser ist: 86 Prozent der Zuschauerinnen und Zuschauer zwischen 18 und 29 Jahren.

Das klingt ermutigend - nur: Die Gefahr ist enorm, dass diese sogenannte konstruktive Haltung missbraucht wird. Eine kritische Berichterstattung ist viel aufwendiger, während Lob nie begründet werden muss. Ihre Forderung könnte dazu führen, dass Journalisten vom Recherchieren abgehalten werden: oberflächlich statt konstruktiv, billig statt umfassend.

Meine Erfahrung zeigt das Gegenteil: Konstruktiver Journalismus braucht meistens länger. Erstens weil man anders, weiter denken muss. Und zweitens, weil man dazu hinausmuss aus der Redaktion, um das Konstruktive zu ergründen, oft weit hinaus. Etwa um jene Stadt zu finden, die trotz schwerer Krise anders mit ihren Bauruinen umgeht als Detroit. Wenn man jenes Land bereisen möchte,

Journalist

Ulrik Haagerup

Der 52-Jährige ist seit 2007 Nachrichtenchef des dänischen Rundfunks DR, zuständig für Fernsehen, Radio und online. Zuvor leitete er als Chefredaktor die Tageszeitung «Jyllands-Posten». Sein Buch «Constructive News: Warum (bad news) die Medien zerstören und wie Journalisten mit einem völlig neuen Ansatz wieder Menschen berühren» erschien im Juni als Taschenbuch in der dritten Auflage (Oberauer-Verlag, 220 Seiten).



«Ich fürchte den amerikanischen Einfluss auf Europa», sagt Ulrik Haagerup. Foto: Bjarne Bergius Hermansen

das Flüchtlinge anders behandelt als zum Beispiel Australien, wo die Navy zu ihrer Abwehr aufgeboten wird. Wenn man zeigen kann, wie ein dermassen lang gezogenes Land wie Norwegen Ärzte davon überzeugen kann, auch 3000 Kilometer nördlich von Oslo zu praktizieren.

Wer online arbeitet, gerät unvermeidlich unter den Einfluss der Klicks. Und die Klicks zeigen deutlich, dass die Leute auch stark an Skandalen, Übertreibungen und Vulgarität interessiert sind. Das Donald-Trump-Prinzip. Verstärkt die Onlineberichterstattung nicht gerade den destruktiven Journalismus, den Sie überwinden möchten?

Interessant war die Erfahrung von «Information», der am meisten links stehenden, nach allgemeiner Einschätzung am negativsten eingestellten Zeitung Dänemarks. Sie beschloss, einen Tag lang nur konstruktive Geschichten ins Netz zu stellen, um herauszufinden, was passieren würde. Und es passierte Folgendes: Die Zeitung hatte noch nie an einem Tag so viele zustimmende Reaktionen der Leserschaft bekommen, noch nie wurden so viele ihrer Artikel weiterempfohlen, noch nie hatten so viele Leser ein Abonnement gelöst.

Was sagt das über die Mentalität von Facebook-Usern? Aaron Sorkin, Drehbuchautor von «The Social Network», mag die Plattform nicht. Facebook verdrängt das Entscheidende, das uns menschlich mache: unsere Fehler. Zu diesem Verdrängen passt die Vorliebe für konstruktive Geschichten.

Das habe ich mir noch nie überlegt, aber ich teile Sorkins Kritik an Facebook, wenn auch aus einem anderen Grund. Ich sehe die Plattform als Gefahr für die Demokratie. Immer mehr Leute wenden sich von der Politik und der Berichterstattung über sie ab, weil sie beide abstoßend finden und deprimierend. Facebook bietet sich als Gegenwelt dar,

«Wir müssen den Journalismus von der politischen Korrektheit befreien.»

als affirmativer Filter, der nur jene Geschichten, Anekdoten und Bilder passieren lässt, die von Freunden kommen und mit denen man einig geht. Das Gute an Zeitungen ist doch: Du stößt beim Lesen auf ein Thema, das du nicht gesucht hast und von dem du nicht weisst, dass es interessant ist. Das Unerwartete macht uns schlauer.

Der Impuls zum konstruktiven Journalismus kommt ja aus den USA und vor allem von David Bornstein, den Sie in Ihrem Buch an einer Stelle erwähnen. Wie analysieren Sie die Unterschiede zwischen der amerikanischen und der europäischen Berichterstattung?

Ich registriere in den amerikanischen Medien eine Tendenz zur Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, die mir Angst macht. Für Fox News wird kein Wort jemals gut sein, das von Barack Obama kommt oder von Hillary Clinton. Andere Fernsehstationen wie CBS oder NBC tun das Gleiche, nur mit anderem Vorzeichen: Für sie war alles schlecht, was George W. Bush tat. Diese Art von Berichterstattung verstärkt die politische Ignoranz. Noch schlechter arbeiten die lokalen Medien, und sie sind die wichtigsten Informationsquellen Amerikas. Um sich die Aufmerksamkeit und damit die Werbung zu sichern, betreiben lokale Zeitungen und Fernsehsender keine News im journalistischen Sinn, sie beschränken sich auf fünf Ressorts: Wetter, Verbrechen, Verkehr, Sport und Skandale, womit die Berichterstattung über die Politik gemeint ist. So wird dort versucht, die Vielfalt einer Gesellschaft

abzubilden. Es vermittelt den Eindruck, dass alle Politiker korrupt sind und dumm. Die USA haben einige der besten Medien der Welt, auch weil diese einen so grossen Markt bedienen können. Aber Zeitungen wie die «New York Times» erreichen weniger als ein Prozent der Bevölkerung. Ich beneide die Amerikaner um ihre Medien nicht, aber ich fürchte ihren Einfluss auf Europa. Sie verleiten unsere Politiker dazu, auch bei uns auf die Gebührensender loszugehen und eine Privatisierung nach amerikanischem Vorbild zu verlangen.

Die entscheidende Frage ist, wo das Konstruktive endet und die Public Relations beginnen. Auf den Redaktionen wird permanent abgebaut - bei Politik, Verwaltung und Wirtschaft, bei der sogenannten Kommunikation aber unablässig aufgebaut. Zunächst: Es besteht immer die Gefahr, dass Journalisten manipuliert werden - durch Public Relations, Interessengruppen, Politiker, Spin Doctors, Unternehmenssprecher, Nichtregierungsorganisationen oder Diktatoren. Das passiert dauernd. Selbstverständlich bleibt das Wichtigste im Journalismus die kritische Haltung. Aber unsere Absicht muss bleiben, den Leuten die breitestmögliche Version der Wahrheit darzubringen. Kritik ist eine Haltung, aber kein Ziel. Sich der PR auszuliefern, ist das Allerletzte, worum es mir geht.

Die Lösung

Auch der «Tages-Anzeiger» setzt auf konstruktiven Journalismus. Ab kommenden Montag erscheint unter der Rubrik «Die Lösung» zum Wochenanfang ein Artikel, der Lösungsansätze für ein soziales, ökonomisches, politisches oder ökologisches Problem aufzeigt - ganz im Sinne von Ulrik Haagerup.



Was erwarten Sie von den Verlagen?

Um konstruktiven Journalismus zu betreiben, muss es zuallererst darum gehen, ihn den Journalisten zurückzugeben. Mir missfällt der wachsende Einfluss von Managern, Beratern und Politikern auf unsere Arbeit. Sie haben kein Verständnis für das, worum es bei unserer Arbeit geht. Sie denken zynisch und sind einzig an der Rendite interessiert. Sie wollen Klicks um jeden Preis und Artikel beziehungsweise Beiträge, die ihnen diese Quoten garantieren. Wo das hinführt, zeigen die amerikanischen Lokalmedien. Im Gegenzug müssen wir den Journalismus von der politischen Korrektheit befreien. Was sie bewirken kann, hat man in Ländern wie Schweden oder Frankreich gesehen. Dort haben Leitmedien während Jahren bestimmt, welche politische Haltung gut zu sein hat und welche nicht. Französische Medien haben lange versucht, den Front National zu ignorieren, weil ihnen seine Absichten nicht passten. Die Partei wurde immer stärker. Dasselbe passierte mit einer rechten Partei in Schweden. Möglichst wenig über eine politische Haltung zu berichten, die man als Journalist ablehnt, finde ich unprofessionell und letztlich auch schädlich. Wir können Bewegungen nicht ignorieren, wir müssen über die Probleme berichten, die sich aus der Einwanderung ergeben.

Es gibt auch das umgekehrte Phänomen, man sah das in Amerika während der Clinton-Jahre. Die Berichterstattung der «New York Times» war nicht nur kritisch, sie war bösartig. In der Schweiz wiederum berichten Journalisten ununterbrochen über die SVP, die Schweizerische Volkspartei, deren Haltung sie mehrheitlich ablehnen. Als müssten sie durch Überkompensation ihre Unbefangenheit beweisen.

Ja, gerade deshalb ist es so wichtig, bei unserer Berichterstattung auf die Balance zu achten. Und zwar auf beiden Seiten, auch der positiven. Ein liberaler dänischer Parlamentarier, der aus Syrien stammt, organisierte eine Konferenz über Einwanderer, die ihr eigenes Geschäft gestartet und neue Stellen geschaffen haben, er hatte über 100 Beispiele. Er lud alle Zeitungen, Radio- und Fernsehsender ein. Wissen Sie, wie viele Reporter kamen? Kein Einziger. Hätte er eine Veranstaltung über eine kleine Gruppe fanatisierter Muslime in Dänemark abgehalten, wäre der Saal voll gewesen. Wir bilden die Welt verzerrt ab, weil wir das Normale zu selten zeigen und das Extreme zu häufig.

Helmut Schmidt über das Buch von Ulrik Haagerup, Seite 14



Ungekürzt Lesen Sie hier die lange Version des Interviews mit Ulrik Haagerup

haagerup.tagesanzeiger.ch